

Als Saam in die letzte der vier Kabinen des Gefängnistransporters gebracht wurde, saß dort ein Junkie, der aussah, als wäre er vierzehn. Der Junge streckte mal die Beine aus, mal zog er sie an, lehnte sich zurück, legte die Hände in den Schoß, versuchte, sich mit der Schulter am Hals zu kratzen, strich sich über den kahlgeschorenen Kopf oder trommelte auf den Oberschenkeln. Er sah ungesund aus. Schwitzte durch eine gelbbeige Haut.

Die Schiebetür der Kabine war gummiert wie bei einem Kühlhaus. Einer der Justizbeamten händigte Saam eine Tüte aus, in die er pinkeln konnte. Eine Toilette gab es nicht. Der Junge saß da wohl schon länger, zumindest war seine Tüte gefüllt und hing in seiner Hand wie ein toter Vogel.

Saam setzte sich auf die schräg gegenüberliegende Sitzschale aus Hartplastik und grüßte. „Hey!“ Der Junge hob die freie Hand und drehte sein Gesicht dorthin, wo bei einem normalen Bus das Fenster wäre. Hier gab es nur einen Sehschlitz aus Panzerglas, an dem sich draußen eine Landschaft mit sechzig Stundenkilometern vorbeischleppte. Novembertot und klebrig.

Nach einer knappen Stunde Fahrt, hielt der Bus an. Einige Kabinen wurden aufgemacht, Gefangene rausgebracht, andere stiegen ein. Dann wurde auch ihre Kabine geöffnet. Ein gut einhundertzwanzig Kilo schwerer Gefangener mit Flipflops und einem ungepflegten, fransigen Bart stieg ein und blieb stehen. Sobald die Tür hinter ihm abgeschlossen wurde, sagte er: »Ich setz mich nicht neben den Junkie«, und deutete Saam an, sich rüberzubewegen. Saam überlegte kurz, stand auf und setzte sich zu dem Jungen. Der Dicke breitete sich aus und legte nach.

»Wehe, du kotzt, Junkie! Wehe, du kotzt! Ich schwör's dir, ich ficke dich, wenn du kotzt! Du schluckst die Scheiße runter!« Der Junge nickte, ohne ihn anzuschauen.

Der Koloss wandte sich an Saam und fragte: »Gedealt?« »Bewaffnete räuberische Erpressung«, antwortete Saam gespielt gelangweilt, und weil das keine Wirkung erzielte, schob er ein »Neukölln« hinterher, was sein Gegenüber genauso wenig beeindruckte.

Kaum hatte sich der Transporter wieder in Bewegung gesetzt, beugte sich der Dicke nach vorne, als wollte er den beiden was flüstern, und ließ einen Furz los, über dessen Geruch er sich stolz amüsierte.

»Alter, stinkt der! Alter!« Dann grinste er und fragte: »Wie haltet ihr das bloß aus?«

Saam zog sich den Pullover über die Nase und mit dem Gestank, der etwas von Tod hatte, begriff er auch die Notwendigkeit einer Entscheidung.

Er stand auf und trat dem Dicken ins Gesicht. Mit allem, was er hatte. Vier Mal, obwohl er schon nach dem ersten Tritt bedient war. Danach packte er ihn an den Schultern, zog ihn zu Boden und verstaute seinen Kopf mit dem Gesicht nach unten wie einen Koffer unter dem Sitz neben dem Junkie. Der Mann fluchte, spuckte Blut. Saam drückte ihm den Fuß in den Nacken und versprach, ihn fertigzumachen, sollte er die restliche Fahrt nicht genauso liegen bleiben. Der Kadavergestank drehte ihm den Magen um. Der Junkie war jetzt hellwach. Er sprang auf, überschüttete den Mann, der sich am Boden krümmte, mit der Pisse aus seinem Beutel und freute sich. Die Lache breitete sich auf dem Boden aus, und Saam stand da, in einer Kabine etwas größer als eine Zugtoilette, mit einem gestörten Junkie, einem blutenden Fleischberg, in dem Gestank von Pisse und Tod, und war das, was man in diesem Koordinatensystem wohl einen Sieger nannte.

Die Kammer war ein sauberer Raum, der Hausvater ein sauberer Mann mit einer säuerlichen Kaffeefahne. Er saß hinter seinem Schreibtisch und grüßte beinahe freundlich. An der Wand hinter ihm hing eine Karikatur, auf der zwei Gefangene in einer Zelle abgebildet waren. Einer von ihnen hielt einen Sägefisch in der Hand, der andere sagte etwas. Weiter oben zwei ausgeschnittene Kalenderblätter mit den Sprüchen »Ein Mensch kann viel ertragen, solange er sich selbst ertragen kann« und »Ob du glaubst, du kannst es, oder ob du glaubst, du kannst es nicht, du hast auf jeden Fall recht«.

Es roch nach verbranntem Plastik.

Zwei weitere Beamte waren im Raum, die sich gerade neue Handschuhe anzogen. Beide betagt. Der eine mit roten Augen und einem von Akne gezeichneten Gesicht, der andere eher dürr, mit einem gezwirbelten, gewichsten Bart, wie Saam aus den Geschichten kannte, die ihm seine Mutter als Kind vorgelesen hatte. Die Geschichten von Jules Verne und Charles Dickens. Männer, die Seemannskrankheiten überlebt, sich zum Nord- oder Südpol aufgemacht, Eisbären gegessen oder Penicillin entdeckt hatten.

Er bat Saam, zu ihm rüberzukommen und sich auszuziehen für die Leibesvisitation, und fragte, ob er seine eigene Kleidung oder die Kluft der Anstalt bevorzugte. Vom Waschdienst gereinigt wurde nur die Gefängniskleidung.

Nach der Leibesvisitation zog Saam die Kluft an und setzte sich vor den Schreibtisch. Die Kleidung fühlte sich steif an, das Schild kratzte im Nacken. Der Hausvater schob ein paar Formulare über den Tisch, die er zu unterzeichnen hatte. Saam war nicht der Typ, der las, was er unterschrieb. Er nahm den Kugelschreiber und kritzelte seinen Namen drunter.

»Wissen Sie, was Sie da gerade unterschrieben haben?«

Saam zuckte mit den Schultern und schob die Papiere zurück.

Der Hausvater nahm sie entgegen, blätterte und las einen Ausschnitt vor: »Paragraph 92. Besondere Vorschriften für den Schusswaffengebrauch. Gegen einen Gefangenen dürfen Schusswaffen gebraucht werden, wenn er eine Waffe oder ein anderes gefährliches Werkzeug trotz wiederholter Aufforderung nicht ablegt, wenn er eine Gefangenenmeuterei, Klammer auf, Paragraph 121 Strafgesetzbuch, Klammer zu, unternimmt oder um seine Flucht zu vereiteln oder um ihn wiederzuergreifen.« Dann machte er eine Pause und sagte: »Sie haben gerade unterschrieben, dass wir im Falle eines Fluchtversuchs auf Sie schießen dürfen.«

»Und wenn ich nicht unterschrieben hätte?«

Die Frage beantwortete der Hausvater nicht zum ersten Mal. Er versuchte, nicht zu lächeln. »Es hat noch nie jemand vom Turm aus gefragt, ob derjenige, der sich an der Mauer zu schaffen macht, auch unterschrieben hat. Aber es macht ein paar Sachen leichter für uns. Hinterher.«

Saam entschied, sich davon nicht beeindruckt zu lassen. Er schaute nochmal auf den Sägefisch. Er hatte nicht vor, auszubrechen.

Die dritte Kalenderweisheit gab der Hausvater ihm dann persönlich mit. »Gewöhnen Sie sich so an das Leben hier drin, dass Sie es überstehen, aber nicht so sehr, dass sie wiederkommen.«

Der Respekt, den die Schusswaffenklausel vermitteln sollte, flößte ihm jetzt die Normalität ein, die in dem »Leben hier drin« steckte. Saam nickte, und der Hausvater ließ ihn von dem Schnurbartträger aus der Kammer führen.

Im Flur seines Traktes hing ein Geruch von gekochtem Kohl, Nikotin, Kernseife und fettigen Haaren. Es war warm. Fast stickig. Warum sollten sich die Fenster im Knast auch öffnen lassen, dachte er. Besser, er fand sich damit ab. Überhaupt war

alles erst mal auf Erträglichkeit zu prüfen. Er schaute an sich herunter. Keine schweren, dunklen Baggy-Jeans oder khakifarbenen Chinos wie in amerikanischen Filmen. Er trug eine violette Hose, einen orangefarbenen Pullover und eine gefütterte violette Jacke. Er sah aus wie ein Gebäudereiniger oder jemand vom Entstörungsdienst.

Wäre das Tor offen gewesen und er hätte einfach rausgehen können, er hätte es in den Klamotten nicht getan. Nichts war hier Gangster. Nichts cool, nichts hart. Es war ein Fehler gewesen, die Kleidung anzunehmen, dachte er. Er hätte seine eigene behalten und sich selbst um die Reinigung kümmern sollen. Vielleicht erklärte sich der Geruch im Flur so, dachte er: Die einen rochen nach Kernseife und Kochwäsche, und die anderen nach lange getragenen Klamotten. Die Ungewaschenen trugen Jogginghosen, abgetragene Pullover und sahen aus, als würden sie am Hermannplatz auf die U8 warten, und die anderen, als wären sie gekommen, um die Rolltreppe zu reparieren.

»Da wären wir.« Der Wärter hielt an der Tür an, schloss sie auf und nuschelte wie jemand, der einen Witz macht, von dem er vorher weiß, dass er nicht zünden wird: »Home sweet home.« Sein Spruch klang routiniert und hatte nichts Sarkastisches oder Indiskretes. Eher etwas Leidvolles, als müsste er mit Saam zusammen seine Zeit absitzen und wollte es mit Humor zu nehmen.

»Frühstück ist um sechs. Mittagspause um zwölf.«

Dann schloss er die Tür ab und ließ Saam in der Zelle zurück. Es gab eine Mittagspause. Wovon, wusste Saam nicht. Er ging mit zwei kleinen Schritten an der Edelstahl-Kloschüssel vorbei, die gleich neben der Tür war. Der Spiegel über dem Waschbecken bestand aus einem verbogenen Din-A4-großen Stück Blech. Jemand schien drauf eingepregelt zu haben. Er stellte sich mitten in die Zelle, bereitete seine Arme aus und versuchte, die Wände zu berühren. Zu beiden Seiten hatte er noch zehn, fünfzehn Zentimeter Luft, und dann überfuhr es ihn wie eine S-Bahn. Er begriff es nicht, und er hätte es nicht in Worte fassen können, aber zum vielleicht ersten Mal fühlte sich ein Ort richtig an. Das hier war sein Platz. Nicht weil es gerecht war oder er es verdient hatte. Es fühlte sich auf die Art richtig an, wie sich eine Ankunft richtig anfühlt. Hier, in diesem Raum gab es nichts mehr zu bekämpfen, nichts zu beweisen. Nichts zu behaupten oder zu verteidigen. Hier war Ruhe. Alles war schon gemacht, aufgegeben, verloren, entschieden.

Dann zog er die Schuhe aus und kletterte auf das Bett, das Fenster ließ sich öffnen. Er schaute auf die Straße. Sie war normal. Hecken, Hunde, Autos, Dienstag. Auch von dieser Normalität war er jetzt befreit. Hier drin, in diesem Leben hier drin, war es vielleicht nicht mal Dienstag. Er testete die Matratze, als könnte er eine neue bestellen, wenn sie ihm nicht passte. Sie war okay. Er hatte auf schlechteren geschlafen. Meistens sogar. Er hatte engere Zimmer bewohnt. Er hatte aus kleineren Fenstern auf Tristeres geschaut. Alles war irgendwie gut so. Alles war an seinem Platz, und es gab zehn, fünfzehn Zentimeter Luft zu beiden Seiten. Er legte sich auf das Bett, die Füße auf das Kissen. Die Kälte fiel aus dem Fenster auf ihn. Auch das war gut.

Schon am nächsten Morgen fand er das Gefühl des Vortags nicht mehr. Etwas Panisches hatte sich durch die Ruhe gebohrt, noch bevor die anderen Häftlinge aufgewacht waren, eine Einsamkeit, mit der er nicht vertraut war. Und plötzlich war es Mittwoch. Plötzlich gab es Wochentage. Eine Uhrzeit. Stunden. Minuten. Sekunden. Es war Mittwoch, halb sechs. Er war seit achtzehneinhalb Stunden hier. Vier Jahre lagen vor ihm. Vier Jahre minus achtzehneinhalb Stunden. Um sechs wurden die Zellentüren für eine Stunde geöffnet. Frühstück. Dann wieder um zwölf. Zur Mittagspause. Er wusste jetzt schon, wovon er sie brauchte. Vom Absitzen. Von sich selbst. Dem Selbst, das es zu ertragen galt. Das Gefängnis hatte eine eigene Bäckerei. Das Letzte, womit er im Knast gerechnet hatte, war der Geruch von frischem Brot am Morgen. Kurz nach sechs stand er in der Schlange für das Frühstück. Jemand hatte die Glasscheibe der großen Uhren im Speisesaal eingeschmissen, und sie waren durch Schilder ersetzt worden, auf denen in Großbuchstaben »UHREN WURDEN ZERSTÖRT« stand. Ohne Artikel, ohne Punkt.

Als Erstes fiel ihm auf, dass die Gefangenen allesamt so hässlich waren, dass man hätte annehmen können, sie wären deshalb eingesperrt worden. Selten hatte er draußen solche Visagen gesehen. Es war eine besondere Art der Hässlichkeit. Eine, die

von geistigen Schranken erzählte und von Ernährungsmangel. Wer auch nur einen Moment gedacht hätte, Verbrecher seien ausgebuffte, smarte Typen, die das Gesetz mit Raffinesse und Witz umgingen – ein Blick in den Speisesaal hätte es widerlegt. Hier saßen sie wie Verdammte. Wie die Kranken einer Aussätzigenkolonie. Verbeulte Sonderschüler, die in fehlender Körperhygiene eine Art Widerstand sahen. Einige der Schädel waren kahlgeschoren. Es hatte Fälle von Läusebefall gegeben. Kaputte Tiere, dachte er.

Das Frühstück bestand aus zwei Scheiben Pumpernickel, Butter, einer Orange, Scheiblettenkäse, der an den Zähnen kleben blieb, und Getreidekaffee, von dem er seine Mitgefangenen bald sagen hören würde, er mache impotent. Mitgefangene, die verurteilt worden waren, weil sie in ihrer eigenen Wohnung Bekannte überfallen und ausgeraubt hatten. Die zum Gerichtstermin in T-Shirts mit aufgedruckter Kalaschnikow erschienen waren, oder dem Spruch »Only God Can Judge Me«.

Und die damit prahlten, sie hätten gewusst, dass sie ohne diese Shirts mit einer mildereren Strafe davongekommen wären, sie aber trotzdem getragen hatten.

Ein anderer hatte unmaskiert eine Tankstelle überfallen und seinen Ausweis an der Kasse abgegeben, weil er in denselben Knast zurückwollte, in dem er vorher schon anderthalb Jahre gesessen hatte, musste dann aber vor Gericht feststellen, dass er sich das nicht aussuchen konnte.

Saam würde hier viel Zeit allein verbringen. Das stand fest.

Er war der einzige Iraner im Knast. Und hier entschied die Herkunft über vieles. Die Araber nervten ihn. Hier noch mehr als draußen. Meist wurden sie pseudoreligiös, wobei ihnen die Lüge in den Gesichtern stand. Die meisten kannten weder den Koran noch den Gebetsraum. Klauten, logen und erpressten. Und nachts onanierten sie zu der Sex-Hotline-Werbung auf dem Sportkanal wie alle anderen auch. Selbst nach der mildesten Auslegung des Islams gehörten sie in die Hölle. Und diejenigen, die den Knastaufenthalt nicht mit der Pilgerfahrt nach Mekka verwechselten und also wenigstens ehrlich falsch waren, legten sich mit allen an. Immer umgab sie diese Behauptung. Immer lag etwas außerhalb von ihnen, das erobert werden wollte. Etwas, das sich vielleicht Respekt nannte und als Schwäche gedeutet wurde,

wenn er mal da war. Die Türken waren umgänglicher, aber auch selten interessant. Meist waren sie gebrochen und suhlten sich in Schuld, weil ihre Familien sie verstoßen hatten, sie nicht besuchten und ihnen auch nicht schrieben.

Saam spielte gut Schach und Backgammon. Zwei der wenigen Dinge, die sein Vater ihm beigebracht hatte, und das respektierten Russen und Polen genau wie Georgier und Bulgaren. Mit ihnen kam er also am besten klar.

Er stemmte Gewichte, trainierte mit den jüngeren an den Monkey Bars oder spielte Schach mit den älteren. Nach einem Jahr konnte er auf vier verschiedenen Sprachen Smalltalk betreiben, kannte die meisten Insassen und genoss ein gewisses Ansehen, mit dem er zumindest den Alltag und die Hofgänge bewältigen konnte.

Ein einziges Mal besuchte ihn sein kleiner Bruder Nima. Er hatte im Besucherraum an einem der Tische mit den Plastikhäkeldecken hinter einer aufgestellten Plexiglasscheibe gesessen und versucht, ihn weder anzustarren noch zu Boden zu gucken, als Saam reinkam. Er stand auf und setzte sich gleich wieder, als der Beamte am Nebentisch zuckte. Körperkontakt war verboten, selbst Händeschütteln, wie auch das Sprechen in einer anderen Sprache als Deutsch verboten war.

Saam blieb in der Tür stehen, schaute Nima lange an mit einem Blick, der nichts verriet. Dann ging er zum Automaten und holte Kaffee. Es gab auch Tee, aber Tee hätte an früher, an ihren Vater, ihre Kindheit und den Iran angeknüpft, eine Geschichte weitererzählt. Was hier passierte, sollte außerhalb ihrer Geschichte stehen. Er stellte den Kaffee auf Nimas Seite, nahm den kleinen Plastikblumentopf mit der Schaumstofferde und den Polyesternarzissen von ihrem Tisch und platzierte ihn auf den des Beamten. Die kleinlichen Versuche, Gast- und Gemütlichkeit zu simulieren, machten den Raum noch härter, dachte er.

Er fragte nach ihrem Vater und ob Nima eine Freundin habe und ob sie hübsch sei. Nima bejahte die Fragen und schämte sich. Während Saam sich schämte, weil er wie ein notgeiler, alter Onkel klingen musste.

Sie wechselten das Thema, redeten von der Zukunft, von Nimas Abitur, das bevorstand. Nima log und sagte, dass er bei einem der besten Italiener der Stadt kellnerte, Italienisch lernte und dass

er nach dem Abitur gerne reisen würde. Und dann kam die Frage, vor der sich Nima gefürchtet hatte.

Saam fragte nach seinem Hund. Cashflow.

»Es geht ihm gut. Ist groß geworden«, sagte Nima mit einem Unterton, der persisch war und übersetzt bedeutete: »Es gab diesen Vorfall. Dein Hund hat einen anderen Hund getötet, und ich habe ihn im Tierheim abgegeben. Zu den Pitbulls, die Tyson heißen oder Cassius und bei denen die Pfleger besonders betonen, sie seien kinderlieb, während sie die Besucher aus den Zwingern heraus anbellten. Bitte frag nicht weiter!«

Saam fragte nicht weiter. Nur sein Blick war jetzt starr.

»Wie geht's dir denn hier drin?« Nima nahm einen Schluck aus seinem Kaffeebecher.

»Ich überlebe. Mache eine Ausbildung zum Koch. Ist nicht der beste Italiener der Stadt, aber wenn ich draußen bin ...«, Saam verschwieg, dass sich dieses Draußensein aufgrund der Prügelei im Gefängnisransporter um ein weiteres Jahr verzögern würde, stattdessen fuhr er fort: »... kann ich mir einen Job suchen. In einem vegetarischen Restaurant, oder so.«

Nima nickte und erzählte nicht von Saams alten Freunden draußen, die sich um ihn kümmerten wie um den Hinterbliebenen eines Märtyrers. Die ihm Geld zusteckten, mit ihm Burger essen gingen und ihn durch die Gegend fuhren. Er erzählte nicht, dass sie das taten, um sich wichtig zu machen oder, wie sie es selbst nennen würden, Propaganda zu betreiben. Von dem Ruf zu zehren, den Saam jetzt draußen hatte. Und wie wertvoll dieser Ruf für Nima selbst geworden war. Er erzählte auch nicht, dass Kokain in die Stadt gekommen war und die Portemonnaies und Karren in Neukölln dicker geworden waren. Dass keiner mehr Spätis und Imbissbuden überfiel. Davon, dass die erste Kokain-Dealer-Generation das Ende der Schuhbox-Ära eingeläutet hatte. Die Zeit, in der das Drogengeld noch in Nike-Kartons passte, war zu Ende gegangen. Gleichzeitig waren die legalen Wünsche zu teuer geworden, als dass illegales Geld sie erfüllen konnte. Doch das waren Downtown-Träume. Nima erzählte nicht, dass er längst Uptown war. Er fuhr auch einen Mercedes. Aber eine A-Klasse. Kein Bling Bling. Keine *Mashallah*-Aufkleber auf Fickfolie-bezogenen Heckscheiben. Kein »Ich zahle den Wagen bar!«. Leasingraten-Ära. Kreditkarten-Ära. Hinten auf seinem Wagen klebte ein kleiner Sylt-Sticker. Er kannte seinen Feind.

All das erzählte er nicht. Stattdessen fragte er: »Du bist Vegetarier?«

Und Saam antwortete: »Was du hier bekommst, ist eh kein Fleisch.«
Eine halbe Stunde schlugen sie tot. Danach verstand Nima, warum
Saam keinen Besuch wollte.

Am nächsten Morgen standen zwei Beamte im Raum, als Saam noch im
Bett lag. »Mitkommen!«

Er wurde in den Trakt nach unten verlegt. Einzelhaft. Man sagte
ihm weder warum noch wie lange.

Schon nach zwei Tagen Isolation wurden seine Tics stärker. Sein
Tinnitus lauter. Nach fast einer Woche fror seine Libido ein.
Auch das Denken verlangsamte sich, seine Gedanken wurden zu zähen
Brocken ohne Zusammenhang. Er traute den Fenstern nicht, hängte
sie mit einem Bettlaken ab, worauf die Zelle sofort
aufgeschlossen, er rausgebracht und in den Käfig gezerzt wurde.
Zellendurchsuchung. Der Käfig war zwei mal vier Meter und
wirklich ein Käfig. Er stand im Freien und war das Erste, was so
aussah, wie er sich den Knast mal vorgestellt hatte. Rostige
Gitter. Beton. Der Asphaltboden rissig. Hier hatten diejenigen
Auslauf, die in Einzelhaft saßen. Es war kalt, und sie ließen ihn
dort, bis es dunkel wurde.

Danach hängte er die Fenster nicht mehr zu, sondern lehnte die
Matratze gegen das Bett, baute eine Höhle und verkroch sich
darin, wenn er unbeobachtet sein wollte. Manchmal baute er sich
ein Nest aus seiner Decke, den Kleidungsstücken und Kissen und
hockte darin auf der Matratze. Nach einem knappen Monat fing er
an, seinem Gefühl für Temperaturen zu misstrauen, bis er es
wirklich verlor. Er lief tausend Schritte vorwärts, zählte sie.
Dann lief er tausend Schritte rückwärts und zählte rückwärts.
Jeden Vormittag und jeden Nachmittag. Verzählte er sich, wurde er
wütend und verzählte sich noch häufiger. Meist kam er kaum bis
hundert. Oft nicht mal bis zwanzig. Also zählte er nur noch bis
zehn, und das hundert Mal. Er entwickelte eine Akribie. Und eine
Angst, Zahlen zu vergessen. Zahlen waren wichtig. Nur über Zahlen
verging die Zeit. Er machte fünfhundert Liegestütze, fünfhundert
Kniebeugen und fünfhundert Sit-ups am Tag.

Seine Mahlzeiten dehnte er über Stunden, teilte sie sich ein. Er
verinnerlichte die Isolation. Übertrug sie zum Beispiel auf die
Wahrnehmung unterschiedlicher Geschmäcker.

Er isolierte Brot von Butter. Butter von Marmelade. Aß die
Komponenten getrennt voneinander. Wenn es Suppen gab, nahm er die

Gemüstückchen raus und sortierte sie auf dem Tablett der Größe nach. Auch sie aß er getrennt. Wenn es Brotscheiben gab, teilte er sie in gleich große Quadrate auf und taktete die Aufnahme so ein, dass mit dem letzten Quadrat die nächste Mahlzeit kam. Er kaute alles genau vierzig Mal. Er sprach mit seinem Essen. Geräusche verloren den Zusammenhang. So sehr, dass selbst das dreifache Klacken des Riegels wie aus drei verschiedenen Quellen zu kommen schien und er verwundert war, wenn daraufhin die Tür aufging. Nachts träumte er von der Zelle. Die Isolation war ein Alptraum, aus dem er aufschrak und in dem er dann wach lag. Er meditierte, ohne zu wissen, dass er es tat. Er ließ die Gedanken nacheinander kommen und gehen und folgte ihnen nicht. Es waren nicht seine Gedanken. Er sah, dass er sie nicht formte. Dass er nicht dachte, sondern dass vielmehr in ihm gedacht wurde. Etwa so, wie in ihm verdaut wurde.

Er hatte das Gefühl, die Erddrehung spüren zu können.

Das Gefühl, die Zelle würde fahren oder sich erheben. Das Gefühl von Wind. Zug und Kälte. Das Gefühl, die Decke, in die er sich eingehüllt hatte, sei nass. Das Gefühl, Wasser flösse den Boden entlang, ohne überlegen zu müssen, warum. Und dieses Nichtüberlegen brachte auch Zuversicht. Eine, die ihm genauso fremd war, wie sein Verstand es gerade wurde. In manchen Momenten spürte er Glück. In der Höhle, die er sich gebaut hatte wie ein Sechsjähriger, in einem Nest aus Kleidung und Bettzeug saß und lag, lachte und weinte, fror und schwitze er. Er hatte einen Ort entdeckt.

Irgendwo hatte er aufgeschnappt, dass eine Isolationshaft über drei Wochen verboten und Folter sei. Er saß jetzt seit über zwei Monaten. Einen Tag, bevor sie ihn holten und zurück nach oben in seinen Trakt brachten, wurde er von einer Fliege geweckt. Laut surrend, ein kleines Wunder, das ein Labyrinth aus Schleusen, mit verriegelten Türen, verwinkelten Gängen und abgeschlossenen Räumen durchfliegen haben musste, um sich auf sein Gesicht zu setzen. Plötzlich stand er auf seinem Bett, wie ein Tier, das eine Fährte aufgenommen hatte, und bewegte sich nicht. Er schlug reflexartig mit dem Kissen nach ihr und verfehlte sie. Dann sah er sie an der Scheibe. Er stieg vom Bett, schlich sich an sie heran und beobachtete ihre zitterigen Bewegungen. Sie war so unwahrscheinlich, dass sie ein Zeichen sein musste. Nicht nur die

Ereignis-, sondern auch die Bedeutungslosigkeit der Zeit drängte ihm diese Annahme auf.

Und wie es manchmal einen Schaden geben muss, damit sich zwei Leben ineinander verkanten, weil Trauma und Verlust am Ende das beste Kitt sind, fing er sie und riss ihr einen Flügel aus.

Während des Hofgangs im Käfig ließ er sie unter dem umgedrehten Becher zurück. Abends versuchte er, sie zu füttern, aber sie nahm nichts an. Keinen Tee, keine Marmelade, kein Käse.

Am nächsten Tag war sie tot. Er stupste sie an. Tot. Als die Tür aufging und er aufgefordert wurde, seine Sachen zu packen, war das Erste, was er tat, die Fliege in seine Hosentasche zu stecken.

Er verließ die Isolationshaft und etwas in ihm, das er zeitlebens mit sich selbst verwechselt hatte, blieb dort liegen. Dieses Etwas würde diese Zelle nie verlassen, und Saam würde es nicht vermissen, aber er würde es für seinen Verstand halten. Und das war nicht gut.